Im Bann der Schuld.

Roman von Frank Barrett.

(2. Fortsetzung.)

„So sage ich auch und Predigten brauchen wir nicht," sekundirte der Mann grob.

„Ich will Euch weder vorlesen noch predigen," sagte Lydia ruhig, „ich dachte nur, ein wenig Aufmunterung könnte Euch gut thun."

„Es thäte uns mancherlei gut, was wir nicht haben," bemerkte das Weib spitz.

„Weshalb schreien denn die Kinder?" frug Lydia unbeirrt.

„Weil sie Hunger haben — die Bälge wollen nicht begreifen, daß sie das Fasten lernen müssen."

„Gibt's hier keinen Laden?" fragte das junge Mädchen rasch.

„Einen Laden gibt's schon, es fehlt nur an Geld, um einkaufen zu können," entgegnete das Weib höhnisch; offenbar that sie sich auf ihre scharfe Zunge viel zu gut, denn während sie sprach, blickte sie herausfordernd auf die junge Dame und tauschte dann ein spöttisches Lächeln mit ihrem Mann.

Lydia gab dem ältesten Kind einen Wink; die Kleine stellte ihr Heulen ein und blickte die junge Dame scheu an.

„Komm mit mir und zeige mir, wo man etwas zu essen kaufen kann," sagte Lydia freundlich, indem sie dem Kind die Hand entgegenstreckte.

Die Kleine ward zutraulich; sie legte die schmutzigen Finger in Lydias weiße Hand und geleitete das junge Mädchen die Straße hinab zu einem Laden, in dessen Schaufenster eine stattliche Speckseite hing.

Als Lydia mit dem Kinde in den Laden trat, fragte die hinter dem Zahltisch stehende Frau höflich nach dem Begehr der jungen Dame.

„Bitte, schneiden Sie mir ein Stück von dieser Speckseite ab," sagte Lydia freundlich.

„Wie viel denn ungefähr, gnädiges Fräulein?"

„O, fünf bis sechs Pfund."

Das Nächste was Lydia erstand, war ein Korb mit Eiern; ein großes Brot, ein Säckchen Mehl, Thee, Zucker und Kartoffeln wurden gleichfalls eingekauft und dann belud Lydia das Kind mit einem Theil der Vorräthe, that das Uebrige in einen Korb, den ihr die Ladeninhaberin bereitwillig lieh und schritt schwerbepackt, aber strahlenden Antlitzes des Weges zurück, den sie gekommen.

Auch das kleine Mädchen schien die Situation zu begreifen, denn sie blickte fröhlich auf die vielversprechenden Einkäufe; an allen Thüren und Fenstern wurden Neugierige sichtbar und Niemand konnte begreifen, was die junge Dame, die auch ohne Handschuhe so fein und vornehm aussah, in John Barns elender Behausung zu suchen habe.

Besonders eine junge Frau mit einem ganz kleinen Kind im Arm blickte verlangend auf die Eßwaaren und als Lydia in Barns Haus getreten war, seufzte das Weib tief auf.

John Barn und seine Frau wußten nicht, wie ihnen geschah, als Lydia und das Kind mit Vorräthen beladen wieder in die Hütte traten. Der Mann blieb nach wie vor mürrisch, das Weib indeß überschwemmte Lydia mit Dankbezeugungen und bat schließlich naiv:

„Nehmen Sie's nicht übel, gnädiges Fräulein, daß ich Sie so unwirsch empfangen habe, aber ich dachte nicht anders, als Sie seien eine jener Damen, welche mitunter kommen, um uns aus der Bibel vorzulesen. Wenn man selbst hungrig ist und kein Brot für seine Kinder hat, fragt man nicht viel nach Bibelsprüchen."

Lydia fühlte sich nicht competent, diese Worte zu widerlegen und so schwieg sie und entfernte sich, um den lebhaften Dankesäußerungen zu entgehen. Vor dem Häuschen stand das junge Weib mit dem Kind im Arme und auf Lydias Frage, wo sie wohne, deutete sie auf die nächstgelegene Hütte. Lydia betrat dieselbe und fand etwas weniger Schmutz und Unordnung, als in der Barn'schen Behausung, aber auch hier schauten Armuth und Elend aus allen Ecken. Die Eltern der jungen Frau starrten blödsinnig auf die fremde Erscheinung; der Vater war ein Krüppel mit einem Stelzfuß und die Mutter lag halbseitig gelähmt auf einem elenden Bett.

Wie Lydia auf weitere Fragen erfuhr, erhielt die junge Frau die Familie durch Waschen und Putzen, aber das kleine Kind erwies sich hierbei höchst störend und nur, wenn eine mitleidige Nachbarin im Stande war, ab und zu nach den drei hilflosen Personen zu sehen, konnte die Mutter auf Arbeit ausgehen.

„Wo ist denn Euer Gatte?" frug Lydia, „kann er nichts verdienen?"

„Ich habe keinen Mann," entgegnete die Befragte stockend.

Lydia fragte nicht weiter; sie gab der Frau ein Goldstück und verließ das Haus, gefolgt von heißen Segenswünschen. Draußen vor der Thür standen Schaaren von Weibern und Kindern, denen der Hunger aus den bleichen Zügen schaute und blickten bittend auf Lydia—die Kunde von dem Glück, welches John Barn widerfahren war, hatte sich rasch genug verbreitet.

Und Lydia täuschte das Vertrauen der Armen nicht. Unaufhörlich läutete die Glocke des kleinen Ladens und erst als ihre Börse völlig leer war, kehrte Lydia nach Rockby zurück. Sie war müde und angegriffen und doch fühlte sie sich sehr befriedigt von ihrem Tagewerk und den vielerlei Einkäufen, die sie gemacht.

In Starsand herrschte ziemliche Aufregung nach Lydias Besuch und es darf nicht verschwiegen werden, daß ihre Handlungsweise von den meisten in nicht gerade schmeichelhafter Art beurtheilt wurde. Die armen Leute kamen zu selten mit wirklicher Herzensgüte in Berührung und so waren sie vielfach geneigt, das aus reiner Menschenliebe entsprungene Verhalten der Dame als den Ausfluß von Ueberspanntheit und Verschrobenheit aufzufassen.

„Es muß in ihrem Kopf nicht ganz richtig sein," meinten selbst Diejenigen, welchen ihre Freigebigkeit zu Gute gekommen war und so konnte es nicht fehlen, daß auch Frau Waldow von der Sache erfuhr. Sie gerieth außer sich, als sie vernahm, welche Summen Lydia an „Unwürdige" vergeudete—das Mädchen mußte entschieden närrisch sein und die Pfarrersfrau beklagte es bitter, daß sie selbst nicht besser ihre Pflicht erfüllt und Lydias Geldquelle in entsprechender Weise dirigirt hatte.

Was hätte sich mit den Summen, die den verstockten, unkirchlichen Leuten zugeflossen waren, nicht Alles ausrichten lassen, zumal da in der Kasse des Frauenvereins beständig Ebbe herrschte! Auf's Höchste indignirt und geärgert theilte Frau Waldow bei ihrem nächsten Besuch in Rockbyhall, dem Familiensitz der St. Georges, dem alten Herrn und seiner Gattin mit, wie rücksichtslos Lydia sich benommen.

Der alte Herr und der Pfarrer waren Jugendfreunde, und wenn auch Frau St. George nicht gerade besonders mit der Gattin des Seelsorgers harmonirte und sich nicht für die Bestrebungen des „Frauenvereins" zu begeistern vermochte, so fand Frau Waldow doch jederzeit eine offene Hand auf Rockbyhall. Auch heute erhielt sie einen namhaften Beitrag für ihre Armen, aber als sie gegangen war, wollte sich der Freiherr halbtodt lachen über den Streich, den das „alberne junge Ding"—so hatte die Pfarrersfrau Lydia genannt—ihr gespielt.

Etliche Tage später saß der Freiherr in der Bibliothek und las die Zeitung, als der Diener Fräulein Lesters Karte brachte und dem alten Herrn mittheilte, die Dame wünsche ihn „geschäftlich" zu sprechen.

„Fräulein Lester—ah, das ist die resolute junge Dame von welcher Frau Waldow neulich sprach," nickte der alte Herr für sich, laut aber sagte er:

„Ich lasse die Dame bitten einzutreten, James und — halt, gib mir erst noch mein Checkbuch dort vom Schreibtisch."

Frau Waldow hatte nichts über Lydias Aeußeres gesagt und so war der Freiherr angenehm überrascht, als das schöne junge Mädchen über die Schwelle trat und sich anmuthig verbeugte. Unwillkürlich streckte der alte Herr seinem Besuch die Hand entgegen und ohne Ziererei legte Lydia die ihrige hinein. Hierauf setzte sie sich ihm gegenüber in den Sessel, den er für sie hingeschoben hatte, und ihn mit ihren schönen großen Augen anblickend, sagte sie freundlich:

„Entschuldigen Sie mein Eindringen, Herr Baron, aber ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Möchten Sie mir nicht einen Acker verkaufen?"

„Einen Acker, gnädiges Fräulein? Das ist doch wohl nur Scherz," meinte der alte Herr überrascht.

„Nein, es ist mein voller Ernst, Herr Baron. Es handelt sich um den hinter Starsand gelegenen Acker."

„Immer besser," lachte der Freiherr; „gnädiges Fräulein, wissen Sie, daß dieser Acker gerade das fruchtbarste Stück meiner ganzen Besitzung bildet?"

„Ja, gerade deswegen möchte ich das Feld an mich bringen," sagte Lydia, ebenfalls lachend.

„Und wenn ich Ihnen nun sage, mein liebes Fräulein, daß ich gerade diesen Acker nicht missen möchte?"

„Ach, Ihre Besitzung ist so groß, daß ein Acker mehr oder weniger nicht in Betracht kommen kann, Herr Baron; ich zahle gern jeden Preis, den Sie verlangen können, und mehr, wenn —"

„Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, es ist nicht die Geldfrage, welche hier mitspricht. Ich schätze mein Besitzthum nicht nach dem Marktpreis, sondern nach dem, was es mir selber werth ist und der Acker, um welchen es sich handelt, liefert so reichlichen Ertrag, daß ich von jeher stolz auf denselben gewesen bin. Es mag das ja eine Schwäche sein, aber dennoch —"

„Sie könnten auch fernerhin stolz auf den Ertrag des Feldes sein," fiel Lydia dem alten Herrn mit liebenswürdigem Lächeln in's Wort, „der Besitzwechsel ändert hieran nicht das Geringste."

„Nun, diese Auffassung ist mindestens originell," sagte der Freiherr mit herzlichem Lachen, „schade nur, daß ich dieselbe nicht theilen kann. Aber reden wir ernsthaft, mein liebes Fräulein — sagen Sie mir, weshalb Sie gerade diesen Acker haben müssen. Einen Aussichtspunkt bildet derselbe nicht; er liegt in der Küstenniederung und die Nachbarschaft der elenden Fischerhütten ist doch auch kaum ein Vortheil. Sie wollen doch etwa nicht ein Haus bauen lassen?"

„Ach nein," rief Lydia lebhaft, „daran denke ich nicht, aber einen Garten möchte ich dort anlegen."

„Einen Garten?" wiederholte der alte Herr verständnißlos, „ja, muß denn das gleich heute oder morgen sein? Wenn die Ernte beendet ist, läßt sich eher darüber reden, liebes Fräulein, und bis dahin —"

Er hielt inne, denn er konnte der extravaganten jungen Dame doch nicht in's Gesicht sagen, daß er hoffe, bis dahin werde sie die momentane Laune längst wieder vergessen haben.

Ob Lydia die Gedanken des alten Herrn errieth, muß dahingestellt bleiben; sie blickte ihn ernst an und sagte dann ruhig:

„Ich bedarf keiner Frist zur Ueberlegung, Herr Baron, und da ich das Feld lieber heute als morgen mein nennen möchte, so habe ich gleich einen Check mitgebracht, der nach Bedarf ausgefüllt werden kann."

Sie entnahm ihrem Visitenkartenetui ein zusammengefaltetes Papier und sagte erwartungsvoll:

„Bitte — nennen Sie den Betrag, welchen ich ausfüllen darf."

„Aber der Acker ist ja mit Kartoffeln bepflanzt!" rief der Freiherr in komischer Verzweiflung und einsehend, daß die junge Dame ihren Willen durchsetzen werde.

„Um so besser; dann haben doch die armen Leute schon im Herbst eine Ernte."

Dem Freiherrn ging ein Licht auf.

„Ah, jetzt begreife ich," sagte er warm, „Sie wollen das Feld in einzelne Gärtchen für die Armen in Starsand eintheilen."

„Nun freilich — es könnte sich ja gar nicht günstiger fügen — der Acker stößt gerade an die Hinterseite der elenden Gasse. — Die Vorsehung selbst scheint das Feld zu diesem Zwecke bestimmt zu haben."

Der Freiherr dachte bei sich, es sei rücksichtslos von der Vorsehung, sich gerade seines Ackers zu bedienen, um dem Proletariat eine Wohlthat zu erweisen, doch sprach er diesen Gedanken nicht aus. —

„Der Plan ist ja an sich ganz schön und gut," meinte er dann zweifelnd, „aber es könnte doch sein, daß Sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht hätten, mein liebes Kind. Wissen Sie denn, ob die Leute sich auf's Bestellen eines Feldes verstehen?"

„Schwerlich, wo hätten sie es lernen sollen? Aber sobald Jeder sein eigenes Feld hat, wird er's können."

„Bah — die Leute sind sämmtlich träge und arbeitsscheu."

„O, sagen Sie das nicht — die Leute arbeiten gern, wenn sich ihnen nur die kleinste Aussicht auf Verdienst bietet. Erst gestern habe ich beobachtet, wie die ganze Bevölkerung des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder an den Strand eilte, wo eine Kohlenbarke ausgeladen wurde. In der Hoffnung, ein paar Pfennige zu verdienen, schleppten sie die Säcke unermüdlich vom Schiff an's Land und gerade so war's vorgestern, als die Fischerkähne heimkehrten — die kleinsten Kinder beluden sich mit den Netzen."

„Sie sind ein beredter Advokat," lächelte der Freiherr, mit einem bewundernden Blick auf die glänzenden Augen und glühenden Wangen des Mädchens.

„Ach, wenn ich den Leuten nur helfen könnte," sagte Lydia seufzend.

„Aber den Leuten wird ja von allen Seiten geholfen," rief der alte Herr lebhaft; „wenn Sie nur wüßten, gnädiges Fräulein, wie schwer das elende Nest Starsand den Säckel der Steuerzahler belastet."

„Das will ich gern glauben, aber es ist nicht die rechte Hilfe. Anstatt den Leuten Geld zu geben, muß man ihnen Arbeit zuweisen — nur der selbsterworbene Pfennig wird geachtet. Wenn die Armen aus Noth stehlen, wirft man sie in's Gefängniß, und es kostet doch sicherlich mehr, sie in demselben zu erhalten, als ihnen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. O, glauben Sie nicht, daß die Leute sich gern im Armenhause füttern lassen — sie thun's nur, weil ihnen keine Wahl bleibt, und die ärmste Frau, deren Intelligenz auf der niedrigsten Stufe steht, wird nur gern arbeiten, wenn man ihr sagt, daß der zu bestellende Acker ihren Kindern Brod geben soll." —

„Na, denn in Gottes Namen — an mir soll's nicht fehlen, den Leuten Arbeit zu verschaffen," rief der alte Herr enthusiastisch.

Lydia fuhr sich hastig mit der Hand über die Augen, in denen helle Thränen standen.

„Also soll ich das Feld haben?" fragte sie mit halb erstickter Stimme, indem sie dem Hausherrn die Hand entgegenstreckte.

„Jawohl — mit tausend Freuden, mein liebes Kind, und Gott gebe seinen Segen zu dem Unternehmen," rief der Freiherr gerührt.

„Herzlichsten Dank, und nun nennen Sie mir den Betrag, welchen ich ausfüllen darf," sagte Lydia, eine Feder ergreifend.

„Nein, mein liebes Kind — so war das nicht gemeint," versetzte Herr St. George lächelnd, „ich bin egoistisch genug, auch an dem Segen, den Ihr Project, so Gott will, bringen wird, theilhaben zu wollen, und so kann ich keine andere Bezahlung annehmen."

Jetzt war es an Lydia, überrascht zu sein; am liebsten wäre sie dem prächtigen alten Herrn um den Hals gefallen, da sich dies aber nicht wohl geschickt hätte, beugte sie sich tief über die dargebotene Rechte des Freiherrn und murmelte bewegt:

„Gott segne Sie für Ihre Herzensgüte."

„Das hat der liebe Gott schon gethan, indem er Sie mir zuführte," meinte der alte Herr in seiner jovialen Weise, „schade, daß meine Frau nicht zu Hause ist — ich hätte Sie ihr gar zu gern vorgestellt. Aber nun sagen Sie mir auch, wo Sie Ihre Studien über Nationalökonomie und die einschlägigen Fächer gemacht haben — ich muß gestehen, daß es mich sehr interessiren würde, das zu erfahren."

„O, das ist für Sie, Herr Baron, besonders leicht," entgegnete Lydia schelmisch lachend; „was mir meine eigene Beobachtungsgabe nicht gesagt hat, lernte ich von Ihrem Herrn Sohn!"

Drittes Capitel.

„Nun, das muß ich sagen, Julius," wandte sich der alte Freiherr an seinen Sohn, als die kleine Familie am Abend desselben Tages bei Tisch saß, „Du verstehst es prächtig, uns hinter's Licht zu führen!"

„Ja — blicke mich nur nicht so erstaunt an," fuhr er lachend fort, „ich bin hinter Deine Schliche gekommen. Da spielt man den Stoiker, spottet über die Herren, die aus ihrer Verehrung für das schöne Geschlecht kein Geheimniß machen und ist dann im Stillen mit bestem Erfolg bemüht, das, was man an Anderen lächerlich findet, selbst auszunützen."

„Aber, Papa — ich weiß absolut nicht, was Du meinst," versetzte der Sohn gelassen, indem er seine Serviette entfaltete.

„Wirklich nicht — na, ich werde mich deutlicher ausdrücken. Also Du unterhältst Dich Gott weiß wie lange mit dem schönen Fräulein Lester, ertheilst philanthropische Rathschläge und sagst weder Deiner Mutter noch mir, daß Du die Dame überhaupt kennst — ich hätte Dich nie für so hinterlistig gehalten, Junge."

„Aber, Papa — ich habe die Dame heute Morgen zum ersten Mal gesehen und gesprochen," entgegnete der Sohn, nun auch lachend.

„Dann mache ich Dir mein Compliment — alle Wetter, Du hast die Zeit zu benutzen verstanden! Und daß gerade ich das Opfer Eurer philanthropischen Verschwörung sein muß, finde ich besonders liebenswürdig ausgesonnen."

„Aber wovon ist denn eigentlich die Rede, Richard?" wandte sich Frau St. George, welche bisher der Unterredung der Beiden kopfschüttelnd gelauscht hatte, lebhaft an ihren Gatten. „Allem Anschein nach habt Ihr Beide Euch meine heutige Abwesenheit zu Nutze gemacht, um gehörig über die Stränge zu schlagen," schloß sie lächelnd.

„Wirklich, Papa — ich weiß von keiner Verschwörung," sagte der Sohn ruhig.

„So — und wer hat denn der jungen Dame gerathen, mir meinen besten Acker abzuschmeicheln, he?"

„Ich jedenfalls nicht, Papa — ich höre soeben das erste Wort davon. Aber ich will Euch sagen, wie und wo ich mit der Dame zusammengetroffen bin. Ich war heute Morgen in aller Frühe zu Evans gegangen, um mit ihm zu besprechen, wann er mich auf den Fischfang begleiten könne. Ich traf Evans in lebhafter Unterredung mit einer jungen Dame; fast zugleich mit mir stürzte ein Fischer in's Zimmer und meldete athemlos, ein Schwarm Störe sei im Anzug, worauf Evans und seine Frau spornstreichs zur Küste rannten, um sich am Fange zu betheiligen.

Somit blieb ich mit der jungen Dame allein; wir sprachen von Diesem und Jenem, und als die Rede auf Starsand und die armen Fischer dort kam, fragte die Fremde, ob den Leuten denn gar nicht zu helfen sei.

Ich sagte ihr, meiner Ansicht nach fehle es nur an Arbeit; wenn sie eine bestimmte Thätigkeit und Verdienst hätten, würden sie nicht so oft in Zank und Schlägereien verfallen. „Und warum arbeiten sie denn nicht regelmäßig?" fragte die Dame.

„Weil es den Leuten an Booten, Netzen und sonstigem Handwerkszeug fehlt," lautete meine Antwort.

„Aber all' diese Dinge kann man doch kaufen?" meinte die Fremde.

„O ja," sagte ich.

„Jederzeit — gleich heute?"

„Auch das, wenn die Mittel dazu vorhanden sind."

„Daraufhin zog die Dame einen Check aus ihrem Kartentäschchen, reichte mir das mit ihrer Unterschrift versehene Papier und bat mich, dasselbe je nach Bedarf auszufüllen. Sie verstehe sich nicht auf den Einkauf von Booten, Netzen, Haken u. s. w., aber sie werden mir sehr dankbar sein, wenn ich von all' diesen Geräthschaften soviel anschaffen wolle, als nothwendig sei, um die mittellosen Fischer auszurüsten und ihnen somit den Betrieb ihres Geschäftes zu ermöglichen."

„Und Du nahmst den Check?" fragten beide Eltern gleichzeitig.

„Nein — das that ich nicht," lautete die ruhige Antwort, welche offenbar erwartet worden war.

„Julius — so laß Dir doch nicht jedes Wort abkaufen!" rief seine Mutter ungeduldig, „was thatest Du denn, nachdem Du den Check ausgeschlagen hattest?"

„Na — ich ritt hinüber nach Twentmouth und besorgte die nöthigen Einkäufe — die Rechnung wird in den nächsten Tagen kommen," schloß der junge Herr gleichmüthig.

„Aha — ich darf dieselbe bezahlen?" frug der Freiherr lachend.

„Hm — ja — es wird wohl so werden," versetzte der Sohn, sein Glas auf's Neue füllend.

Die Freifrau hatte der Unterhaltung der beiden Herren aufmerksam zugehört und ein leises Gefühl von Unruhe beschlich sie, als sie gewahrte, daß die fremde junge Dame sowohl auf den Gatten wie den Sohn einen entschieden vortheilhaften Eindruck gemacht hatte.

Sie hütete sich indeß, dieser Empfindung Worte zu leihen, denn sie wußte aus Erfahrung, daß sie damit nichts gebessert haben würde. Dagegen nahm sie sich vor, gleich am nächsten Tage Fräulein Lester aufzusuchen und sich selbst ein Urtheil über die junge Dame zu bilden. Und diesen Entschluß brachte sie auch zur Ausführung. Sie hatte sich vorgenommen, sehr kalt und förmlich gegen die Fremde, von der man ja absolut nichts wußte, zu sein und ihr zu verstehen zu geben, daß nicht Jeder so leicht zu bezaubern sei wie der Freiherr und sein Sohn. Aber Frau St. Georges Plan scheiterte an Lydias Liebenswürdigkeit; die alte Dame blieb fast zwei volle Stunden im Hotel Royal und bei ihrer Rückkehr war sie ganz begeistert von der Schönheit und Herzensgüte des jungen Mädchens. Sie hatte Lydia das Versprechen abgenommen, an einem der nächsten Tage in Begleitung ihres Oheims nach Rockbyhall zu Tisch kommen zu wollen, und als Gatte und Sohn sie ob ihrer enthusiastischen Bewunderung der Fremden neckten, ereiferte sich die alte Dame und erklärte, Lydia Lester sei ihr keine Fremde mehr und sie hoffe, sie recht häufig in Rockbyhall zu sehen. Und so geschah es, daß die angesehenste Familie von Rockby sich glücklich schätzte, Lydia Lesters Bekanntschaft gemacht zu haben.

Viertes Capitel.

Lydia Lester und Frau St. George waren bald die besten Freundinnen; beider Naturell war offen und warmherzig und je häufiger sie sich sahen, desto mehr fühlten sie sich zu einander hingezogen. Der alte Herr St. George hatte anfänglich gefürchtet, bei näherer Bekanntschaft würde die resolute, über Gebühr mildthätige junge Dame sich für seine übrigen Aecker und Wiesen gefährlich erweisen, aber diese Befürchtungen erwiesen sich als durchaus grundlos. Erstens war mit der andauernden und bei fleißiger Arbeit auch lohnenden Beschäftigung ein anderer Geist in die Bewohner von Starsand gefahren und mit wenigen Ausnahmen hätten sich dieselben jetzt geschämt, weitere Almosen anzunehmen, und zweitens war Lydia eine Persönlichkeit, welche mit ihren humanitären Bestrebungen Andern nie lästig fiel, so lange sie die Möglichkeit sah, die sich ergebenden Schwierigkeiten allein zu überwinden.

Auch Herr Graham, Lydias Onkel, erwies sich als eine angenehme Erweiterung des kleinen Kreises in Rockbyhall. Im Whist wie im Schach war er ein äußerst brauchbarer Partner, und der alte Freiherr, der sich bisher auf seine Geschicklichkeit in beiden Spielen nicht wenig zu Gute gethan, mußte sich, wie er selbst zu sagen pflegte, „höllisch" anstrengen, wollte er nicht unterliegen. Das Benehmen wie das Aeußere Herrn Grahams waren mehr als „correct" und der alte Freiherr bemerkte eines Tages halb im Scherz, halb im Ernst, ihn beschleiche mitunter ein unheimliches Gefühl, wenn er mit Lydias Onkel verkehre, denn derselbe scheine absolut keinen Fehler zu haben, aber nichtsdestoweniger steigerte sich die Intimität der beiden Familien von Tag zu Tag.

Durch die St. Georges wurden Lydia und ihr Onkel bald mit sämmtlichen besseren Familien in und um Rockby bekannt gemacht, und Jeder, der mit dem schönen, liebenswürdigen Mädchen in Berührung kam, beugte sich willig dem Zauber ihrer Persönlichkeit. In Gesellschaft ward sie umschwärmt wie keine Andere, und die unvergleichliche Art und Weise, wie sie das elende Fischerdorf aus seinem Elend gezogen, machte sie zu einer Heldin in des Wortes bester Bedeutung.

Sogar die Presse beschäftigte sich mit Starsand und der jungen Fremden, die so muthig eine Lanze für das Wohl des armen verwahrlosten Dorfes gebrochen, und ein Londoner Blatt pries die echt weibliche Bescheidenheit, mit welcher Lydia, sobald sie bessere Tage für Starsand heraufgeführt, sich zurückgezogen und jeden Dank energisch abgelehnt hatte.

Lydias liebenswürdiges Wesen sowohl, wie ihre Schönheit und die Millionen, die sie nach der Meinung der Welt entschieden besaß — wie hätte sie sonst solche Unsummen für mildthätige Zwecke verwenden können — ließen vernünftige Mütter in ihr sowohl die bevorzugte Freundin ihrer Töchter, wie vielleicht die zukünftige Gattin dieses oder jenes Sohnes in ihr ahnen und infolge dessen drängte man sich dazu, mit ihr in Verkehr zu treten.

Die jungen Damen von Rockby warben um ihre Freundschaft und bewunderten sie und ihre eleganten Toiletten und die jungen Herren waren sammt und sonders verliebt in sie — ein Umstand, der Lydia amüsirte, ohne sie jedoch irgendwie zu interessiren. Sie hätte freilich kein junges Mädchen sein müssen, wenn die allgemein entgegengebrachte Bewunderung ihr nicht Spaß gemacht hätte, aber das war auch alles.

Sie konnte es freilich nicht vermeiden, daß ihr im Laufe des Sommers verschiedene, mehr oder weniger leidenschaftliche Liebeserklärungen gemacht wurden, welchen Ergüssen sie nur aufrichtiges Bedauern entgegenzusetzen hatte; Koketterie war ihr durchaus fremd und die Liebe stand ihr viel zu hoch, als daß sie, um momentan ihre Eitelkeit zu befriedigen, Neigung geheuchelt hätte, wo sie keine empfand.

Eine einzige Persönlichkeit gab es in Rockby, welche Lydias Reizen gegenüber unempfindlich zu bleiben schien und seltsamerweise war dieser Mann, Julius St. George, der Einzige, dessen Bewunderung zu erringen das junge Mädchen glücklich und stolz gemacht hätte.

Die Beiden verkehrten sehr viel miteinander; der junge Freiherr war stets bereit, Lydias Bestrebungen mit seinem Rath und seiner Erfahrung zu unterstützen und niemals suchte er ihre Gesellschaft, wie es Andere thaten.

Mit der Zeit, als Starsand endgiltig aus dem Elend gezogen war und die Bewohner der Hütte ein in jeder Hinsicht menschenwürdiges Dasein zu führen begannen, verringerten sich auch die Gelegenheiten zu längerem Zusammensein; Julius St. George ging Lydia nicht aus dem Wege, wenn sie, was häufig geschah, sein Elternhaus besuchte, aber es fiel ihm ebensowenig ein, diese oder jene Verabredung zu verschieben, um Lydias Gesellschaft zu genießen und daß er, gleich den andern jungen Herren der Umgegend, seine Spaziergänge mit Vorliebe nach dem Hotel Royal gerichtet hätte, wäre ihm wie eine ebenso unpassende als alberne Zumuthung erschienen.

Julius St. George war ein Charakter, für welchen die Menschen im Allgemeinen kein Verständniß hatten. Von Natur nach jeder Richtung hin begabt, machte er dennoch den Eindruck eines Menschen, der es nicht der Mühe werth erachtet, sein Licht leuchten zu lassen; er war in Gesellschaft meist auffallend schweigsam und galt für sehr phlegmatisch und exclusiv.

Er hatte sich vor einigen Jahren einem berühmten Afrikaforscher angeschlossen und in dessen Gesellschaft eine Expedition in's Innere des „dunklen Welttheils" mitgemacht; Manche schoben seine Einsilbigkeit dieser Reise, von welcher der junge Mann ziemlich angegriffen und elend aussehend zurückgekehrt war, zu, während Andere in der Meinung waren, er habe eine unglückliche Neigung.

Für Lydia, die von allen Seiten verwöhnt und verhätschelt wurde, war der Umstand, daß der junge Freiherr sie so arg vernachlässigte, durchaus nicht schmeichelhaft.

Daß sie schön sei, sagte ihr der Spiegel und ohne eine besonders hohe Meinung von ihren intellektuellen Fähigkeiten zu hegen, wußte sie doch, daß sie wohl im Stande sei, einen geistig begabten Mann zu genügen und ihn zu fesseln. Ob er wohl ihr Vorgehen in Betreff der Armen von Starsand unweiblich und unpassend gefunden hatte?

Jedenfalls kränkte und verletzte St. Georges Gleichgiltigkeit das junge Mädchen mehr, als sie sich selbst eingestehen mochte und Lydia verfiel auf mancherlei Auswege, um die Beachtung des Freiherrn zu erringen.

Sie versuchte in erster Linie seine Eifersucht zu erregen und als dies nicht gelingen wollte, blieb sie eine volle Woche von Rockbyhall weg, aber auch dies Mittel wollte nicht verfangen, denn während das alte Ehepaar St. George ihr freundschaftliche Vorwürfe über ihr langes Fernbleiben machte, erwähnte Julius desselben nicht einmal.

Der alte Freiherr, dessen großer Liebling Lydia war, vermerkte es sehr übel, daß der Sohn sich so gar nicht für das schöne Mädchen zu interessiren schien und schalt ihn in seiner heftigen, polternden Weise einen „Klotz".

Ganz anders dagegen seine Mutter. Sie war die Einzige, welche aus tausend kleinen Anzeichen errieth, daß sich unter der Gleichgiltigkeit des Sohnes heißflammende Liebe für Lydia barg, — daß Julius gegen seine Neigung mit Heldenmuth ankämpfte und daß er dennoch oftmals in Gefahr war, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren und Lydia überwunden zu Füßen zu sinken.—

All Dies hatte die Mutter längst bemerkt und ihr Vertrauen zu dem Sohne war so groß, daß sie sich nicht fragte, weshalb er seine Neigung zu bezwingen strebe — er hatte jedenfalls seine Gründe dafür.

Auf der andern Seite indeß hatte sie selbst Lydia aufrichtig liebgewonnen — mit dem Instinkt einer Mutter fühlte sie, daß das junge Mädchen zur Gattin ihres Sohnes wie geschaffen sei und wenn sie früher bei dem Gedanken, die Liebe ihres Einzigen mit seiner Gattin theilen zu sollen, eine eifersüchtige Regung nicht hatte unterdrücken können, so hegte sie jetzt den lebhaftesten Wunsch, Julius möchte ihr Lydia als Tochter zuführen. Und dieser Wunsch war es auch, der sie eines Tages veranlaßte, den Sohn geradezu zu fragen:

„Julius — erscheint Fräulein Lester Dir nicht im höchsten Grade liebenswerth?"

Der Sohn antwortete nicht sofort, endlich aber entgegnete er gelassen:

„Willst Du damit sagen, ob ich nicht den Wunsch hege, Fräulein Lester zu heirathen, Mama?"

„Ganz recht — das meinte ich, Julius."

„Dann thut es mir leid, Deine Frage verneinen zu müssen, Mama. Ich habe einstweilen noch nicht die Absicht, mich zu verheirathen und selbst wenn dies der Fall wäre, würde meine Wahl entschieden nicht auf Fräulein Lester fallen."

„Aber warum denn nicht?" frug die Mutter aus allen ihren Himmeln gestürzt.

„Wir würden nie zusammen passen, Mama — ich bin ein einfacher Landedelmann und sie—nun sie ist eben Fräulein Lester — eine Dame, die daran gewöhnt ist, in der Welt und der Gesellschaft zu leben. Kannst Du Dir zum Beispiel denken," fuhr Julius nach einer kurzen Pause fort, „daß Fräulein Lester im Winter in Rockbyhall leben möchte?"

„Weshalb nicht, wenn Rockbyhall ihre Heimath wäre? Wie in jedem jungen Mädchen steckt auch in Lydia eine Art Schmetterlingsnatur, aber das gibt sich, sobald der Schmetterling sich irgendwo zu Hause fühlt."

„Nicht immer, Mama — manche Schmetterlinge behalten ihre Natur und Gewohnheiten bei, so lange sie leben und wenn sie ihre Natur aufgeben müßten, würden sie sich tief unglücklich fühlen. Wenn man's genau betrachtet," fuhr er halb lachend fort, „ist's eine weise Einrichtung der Natur, daß der Schmetterling sich aus der Raupe entwickelt—wäre es umgekehrt, und müßte der an das Flattern von Blume zu Blume gewöhnte Falter sein Leben als Raupe beschließen, dann hielte er's nicht aus—die Erinnerung an das, was er früher gewesen, würde ihn elend machen."

„Ich muß gestehen, daß ich mich noch niemals eingehend mit dem Studium der Raupen beschäftigt habe," sagte die alte Dame ruhig, „daß aber Lydia Lester weit davon entfernt ist, ihr Leben in flüchtigem Gaukeln von Blume zu Blume zu vertändeln, weißt Du ebenso gut, wie ich."

Julius St. George starrte trübe vor sich hin, dann legte er die Hand leicht auf seiner Mutter Arm und sagte:

„Mama — lassen wir den Dingen ihren Lauf—Fräulein Lester wird mit den Schwalben von dannen ziehen und ich — nun ich werde mich daran gewöhnen müssen."....

Als der September sich seinem Ende nahte, erschien Lydia in Rockbyhall, um sich zu verabschieden.

Frau St. George war allein zu Hause; sie fand Lydias Aussehen in keiner Weise befriedigend und sprach dies auch aus, indem sie das junge Mädchen mütterlich besorgt anblickte.

„Also wollen Sie wirklich fort, Lydia?" fragte sie dann traurig; „ich wollte, Sie hätten mir eine bessere Nachricht gebracht, liebes Kind."

„Ach, ich wollte es selbst," seufzte Lydia, „die größte Schattenseite des Nomadenlebens, welches wir führen, besteht darin, daß wir unsere Zelte stets dann abbrechen, wenn wir irgendwo heimisch geworden sind und liebe Freunde gewonnen haben."

„Aber warum führen Sie dann dies Nomadenleben weiter, wenn es Ihnen selbst so wenig behagt, Lydia?" frug Frau St. George ernst.

„Vielleicht aus Gewohnheit," versetzte das junge Mädchen halb wehmüthig.

„Hm — das sollte kein Grund sein. Freunde sind nicht so leicht zu erwerben, daß man dieselben achtlos über Bord werfen sollte, wie Sie es thun, Lydia. Habe ich Sie selbst doch darüber klagen hören, wenn Jemand eine Blume pflückte und dieselbe dann nicht weiter pflegte, so daß sie welk ward und zu Grunde ging."

„Und Sie halten mich für ein solch achtloses Wesen?" scherzte Lydia.

„Ich möchte Sie sogar noch härter beurtheilen, Lydia, denn eine Blume empfindet nicht den Kummer, den es den Menschenherzen bereitet, wenn man dieselben achtlos bei Seite wirft."

„Pah — ich werde kaum vermißt werden," rief Lydia lachend, während ihr Herz in bitterem Weh zuckte; sie dachte daran, daß das einzige Herz, dessen Besitz ihr von Werth schien, sie nicht beachtete.

„Wenn Sie davon so fest überzeugt sind, mein liebes Kind, thut es mir leid für Sie und uns," sagte die alte Dame sanft.

„O, verzeihen Sie mir," bat Lydia mit thränenerstickter Stimme.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen," entgegnete die Freifrau, liebevoll in das blasse Gesichtchen blickend, „ich glaube indeß, daß Sie in nicht so ferner Zeit einsehen werden, daß Nichts in der Welt uns die Heimath zu ersetzen vermag. Wenn Sie sich jetzt leichten Herzens von uns trennen, geschieht es in der sichern Erwartung, auch anderwärts wieder Freunde zu finden und die Aussicht hilft Ihnen über das Bittere des Abschieds hinweg. Einmal indeß kommt für jedes Herz die Zeit, da es sich danach sehnt, irgendwo feste Wurzeln zu schlagen und ich glaube für Sie, mein liebes Kind, wird dieser Zeitpunkt bald eintreten."

„Woraus schließen Sie das?" frug Lydia mit stockendem Athem.

„Aus Ihrer Unruhe, Ihrem Streben nach anderer Umgebung und anderen Menschen."

Lydia fragte nicht weiter und Frau St. George lenkte jetzt das Gespräch auf den Ort, wohin sie sich zunächst zu wenden gedenke.

Das junge Mädchen erwiderte, sie sei noch nicht fest entschlossen, sie fühle nur, daß sie einer Veränderung bedürfe und der Arzt sei derselben Ansicht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach habe die Luft von Rockby erschlaffend auf ihre Nerven gewirkt.

Frau St. George blickte Lydia besorgt an — daß das junge Mädchen traurig verändert aussah, war nicht zu leugnen und eine Weile herrschte völliges Schweigen.

Endlich sagte die alte Dame halb scherzend:

„Ich fürchte, Rockby war zu ländlich für Sie, Lydia—vielleicht versuchen Sie jetzt, wie Ihnen das Leben in einer Großstadt zusagt?"

„Ich habe auch schon daran gedacht," nickte Lydia, aber wie lange wird's dauern, dann bin ich auch der Großstadt überdrüssig," schloß sie seufzend.

„Sie sind heute in pessimistischer Stimmung, Lydia," sagte Frau St. George lächelnd, „und so sehen Sie alles schwarz. Sie sind übersättigt und hiergegen gibt es nur eine Abhilfe — sobald Sie, anstatt sich selbst zu Gefallen zu leben, Ihren Lebenszweck in der Sorge für Andere suchen und finden, werden Sie sich zufrieden und glücklich fühlen und ich hoffe, Sie werden, sobald dieser Zeitpunkt eintritt, mir gern zugestehen, daß ich richtig prophezeiht."

* * *

Lydia und ihr Onkel reisten ab und bald darauf erfuhr man, daß sie das kleine reizende Schlößchen Sanssouci, welches auf einem Hügel nahe bei Rockby lag und eine entzückende Aussicht auf die See bot, käuflich erworben hatte.

Sanssouci hatte längere Zeit leer gestanden und es bedurfte mehrfacher baulicher Reparaturen, um es wieder wohnlich zu machen.

Während des Winters schlug ein Architekt aus London sein Quartier im Schlosse auf und unter seiner bewährten Leitung führte eine Schaar von Arbeitern die nothwendigen Arbeiten aus.

Julius St. George zuckte die Schultern, als er von dem Kauf des Schlößchens durch Lydia vernahm und meinte, es sei eine neue Laune der jungen Dame, die chatelaine spielen zu wollen, aber seine Mutter ließ das nicht gelten.

Sie sah in dem Erwerb des kleinen Besitzthums seitens des jungen Mädchens nur die Wirkung der Lehren, welche sie selbst Lydia ertheilt — wenn Lydia erst eine Heimath hatte, war die sicherste Grundlage für ein befriedigtes und befriedigendes Leben geboten und das Sehnen nach Veränderung und Abwechslung trat in den Hintergrund, sobald das junge Mädchen es verstand, sich einen Kreis nützlicher Pflichten zu schaffen.

Lydia verbrachte den Winter in Florenz; gegen Ende März war Sanssouci vollendet und in den ersten Tagen des April zog die neue Besitzerin des Schlößchens dortselbst ein — zugleich mit ihr indeß tauchte in Rockby das Gerücht auf, Lydia Lester sei eine Abenteurerin....

Fünftes Capitel.

Niemand hätte genau zu sagen vermocht, wann das Gerücht, Lydia sei eine Abenteurerin, zuerst aufgetaucht war und wer dasselbe verbreitet, aber daß es vorhanden war, ließ sich nicht leugnen. Und seltsamerweise waren all die Eigenschaften, welche man früher als Vorzüge der jungen Dame anerkannt und gepriesen, der Welt jetzt Merkmale des Abenteurerthums, dessen man Lydia beschuldigte.

So zweifelte zum Beispiel Niemand mehr daran, daß Lydia ihr Haar färbe — gab es doch Blondinen genug in Rockby, aber keine von allen konnte sich rühmen, daß ihr Haar in der Sonne gleich gesponnenem Gold glänze und da Lydias Hauptschmuck diese Eigenthümlichkeit besaß, so lag es auf der Hand, daß sie künstliche Mittel anwandte, um diese Wirkung zu erzielen.

Auch ihre Zähne waren entschieden falsch—in solcher Regelmäßigkeit fanden sich solche nirgends sonst und Lydia lachte natürlich nur so häufig, um eben diese „falschen" Zähne bewundern zu lassen.

Die Extravaganz von Lydias Toiletten war ein weiterer Grund, das Verdikt über sie zu fällen — die Kühnheit, mit welcher die junge Dame ritt und kutschirte, spottete jeder Beschreibung und nur ein jeder Weiblichkeit bares Wesen konnte es wagen, die öffentliche Aufmerksamkeit in so herausfordernder Weise zu erregen, wie Fräulein Lester es in Betreff Starsands gethan.

Und was hatte ihre vielgepriesene Wohlthätigkeit denn der Bevölkerung von Starsand genützt?

Der Frauenverein war sich längst darüber klar, daß die unbefugte Einmischung der fremden Person den Charakter der Dorfbewohner gründlich verdorben hatte.

Von Demuth und Ehrerbietung seitens der Fischer war gar keine Rede mehr; die Anerbietung einzelner frommen Seelen, den verirrten Schafen das Evangelium durch Vorlesen zugänglich zu machen, wurde höhnend zurückgewiesen und als die Pfarrerin selbst sich soweit herabgelassen, dem „wilden Tom", einem berüchtigten Raufbold und Säufer eine neue Bibel zu versprechen, wenn er sich überwinden und ein Jahr lang regelmäßig die Kirche besuchen wolle, hatte er sie ausgelacht und gesagt, wenn er in die Kirche gehe, thue er's nicht um der Bibel willen, sondern weil er Fräulein Lester versprochen, seinen Kindern ein gutes Beispiel zu geben!....

Dieser unerhörte Affront schlug dem Faß — in diesem speciellen Fall der öffentlichen Meinung über Lydia — den Boden aus und nur noch gänzlich verblendete Gemüther konnten daran zweifeln, daß Lydia wirklich und wahrhaftig eine Abenteurerin sei.

Auch über Fräulein Lesters Herkunft schwebte ein geheimnißvolles Dunkel. Wie sie vorgab, war sie eine Waise, die beide Eltern verloren hatte, als sie noch im zartesten Alter gestanden.

Während der letzten vier Jahre hatte sie in Gesellschaft ihres Onkels den Continent bereist; sie hatte sich nirgends länger als einige Monate aufgehalten und so lag die Vermuthung nahe, daß sie triftige Gründe besaß, ihren Wohnsitz zu wechseln — möglicherweise würde sie von der Polizei verfolgt!

(Fortsetzung folgt.)

— Junge Dame (zu einer Anderen): „Du hast Dich ja so angelegentlich mit dem Lieutenant unterhalten?" — „Ja, es waren die geistreichsten zehn Minuten seines Lebens."

Gemüthliche Bigamisten.

,,Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter'', und nur dies schützt so Manchen, der erhobenen Hauptes einhergeht, vor der Armesünder-Bank und dem gestreiften Anzug. Vielleicht ist es nicht Recht, daß Unrecht schweigend geduldet wird,—indeß das ist Gewissenssache der Betreffenden, und da solche Sachen außer dem Anwalt und vielleicht dem Geistlichen Niemand erfährt, auch die Entdeckung der Vorgänge wegen des gegenseitigen Interesses der Betheiligten nicht eben wahrscheinlich ist, so beseitigt die Zeit jedes Bedenken. Zu solchen Betrachtungen führt Einen auch der folgende ,,Roman aus dem Leben'', welcher aus Newark, N. J., erzählt wird:

Vor etwa 15 Jahren lebte in Newark ein deutsches Ehepaar glücklich und zufrieden, bis der Mann eines Tages bei seiner Heimkehr die Flucht seiner Frau entdeckte. Was sie damals veranlaßte, ihn zu verlassen, ist dem Mann heute noch ein Räthsel. Indessen sie war fort, und blieb fort trotz aller Nachforschungen nach dem Aufenthalt der theuren Ehehälfte. Der bekümmerte Mann verließ Newark, lebte Jahre lang in Europa, dann wieder in den Ver. Staaten, und kehrte erst kürzlich wieder nach Newark zurück. Er hatte die Frau beinahe vergessen.

Da, auf einmal, bemerkt er bei einem Spaziergang eine Frau, die in ihm die lebhafteste Erinnerung an die Verschwundene wachrief. Es war ihr Gesicht, natürlich etwas gealtert, aber sonst unverkennbar, ihre Gestalt, kurz, das Aeußere der Verschwundenen. Solche ,,Aehnlichkeit'' gibt es nicht; der Mann betrachtete sich die Frau näher und erkannte schließlich mit aller Bestimmtheit in ihr seine verschwundene Gattin. Er folgte ihr, sah sie in ein Haus gehen, und ermittelte so die Wohnung. Es war an einem Sonntag. Er wartete eine kleine Weile, und sah schließlich, wie sie, diesmal in Begleitung eines Mannes, das Haus wieder verließ und die Straße entlang ging. Der Beobachter folgte dem Paare und sah, wie dasselbe am Abend wieder in's Haus zurückkehrte. Er setzte seine Beobachtungen noch ein paar Tage lang fort, stellte durch Erkundigungen fest, daß die Leute verheirathet seien, dort längere Zeit lebten und sich allgemeiner Achtung erfreuten.

Schließlich betrat der Mann das Haus und stellte sich seiner Gattin vor. Das Wiedersehen war kein freudiges. Madame wollte zuerst gar nichts von dem Besucher wissen, allein ihre Angst und ihr Schrecken verriethen sie, und straften ihre Worte u. Versicherungen, daß sie den Mann gar nicht kenne, Lügen, und schließlich gestand sie dem inzwischen ebenfalls erschienenen Ehemann No. 2, daß sie die Gattin des Besuchers sei. Dieser bestätigte das, und fügte bei, daß, weil die Frau ihn ohne Grund verlassen habe, sie auch keine Scheidung erlangt haben könne, daß sie sich also mit dem Eingehen einer neuen Ehe der Bigamie schuldig gemacht habe. Es folgten ziemlich lebhafte Auseinandersetzungen. Madame weinte und bat; Mann No. 2 sprach von ,,ungerechtfertigter Einmischung in seine Angelegenheiten'' und ähnlichen Dingen und war augenscheinlich geneigt, die Partei seiner Frau zu ergreifen. Diese wies darauf hin, daß sie lange Jahre gewartet habe, ehe sie sich wieder verheirathete, und dies nur gethan habe, weil sie glaubte, daß ihr erster Mann todt sei. Letzterer war jedoch wenig geneigt, den Großmüthigen zu spielen. Er suchte einen Anwalt auf und beauftragte denselben, die gerichtlichen Schritte zur Verfolgung der Bigamistin einzuleiten.

Indeß dabei blieb es: die Verfolgung wurde nie in Scene gesetzt, — weshalb nicht, das ist ,,officiell'' ein Geheimniß. ,,Officiös'' aber wurde Folgendes bekannt: Die Frau hatte mit ihrem Gatten No. 1 mehrere Friedensconferenzen. Sie leistete auf jedes Anrecht an ihn Verzicht, und gelobte feierlich, ihm keine Schwierigkeiten zu machen, wenn er heirathen wolle. Letzteres schien der Ausschlag bei dem Biedermanne zu geben. Allem Anschein hatte der Mann im Stillen die Absicht, es zum zweiten Male mit dem Ehestande zu versuchen, und da ihm nun die Versicherung wurde, daß es dies mit verhältnißmäßiger Sicherheit thun könne, war er geneigt, den Fehler seiner Gattin zu übersehen. Er stand von einer Klage ab und seine Frau bleibt — Bigamistin. Wahrscheinlich wird er in nicht allzuferner Zeit ihrem Beispiel folgen und Nutzen aus dieser ,,freien Vereinbarung'' ziehen.

Wetter und Sterblichkeit.

Wie die Bauern überhaupt, so hatten auch die alten englischen Ansiedler unseres Landes eine Masse Wettersprüchlein, die theils falsch, theils nicht wahr sind. Eines dieser Sprüchlein lautet: „Grüne Weihnachten machen einen fetten Friedhof." Dieses Sprüchlein wurde in den verflossenen Weihnachten, in denen ja so mildes Wetter herrschte, wieder häufig in amerikanischen Kreisen angeführt. Der Winter ist jetzt soweit zu Ende, daß man sich einen Rückblick leisten kann, um zu sehen, ob wirklich jene milden Tage von einer Erhöhung der Sterblichkeitsrate begleitet oder gefolgt waren. Ein Chicagoer Blatt constatirt für diese Stadt Folgendes:

Nach unserer genauen offiziellen Statistik betrug die Zahl der Todesfälle in der vorigen Wintersaison—d. h. im December 1887 und im Januar und der ersten Hälfte des Februar 1888—für hiesige Stadt 3097; davon waren 326 durch Lungenentzündung, der Geißel dieser Jahreszeit, verursacht. In derselben Periode des diesmaligen Winters aber hatten wir nur 2948 Todesfälle, worunter 282 durch Lungenentzündung verursacht waren. Dieser Unterschied wird noch erheblich größer, wenn man die inzwischen erfolgte Zunahme der Bevölkerung in Betracht zieht.

Aber auch an vielen anderen Orten läßt sich ein ähnliches Verhältniß nachweisen. So hatte Philadelphia während der ersterwähnten Periode 4,353 Todesfälle, in der letzterwähnten dagegen nur 3,935, also 418 weniger, aufzuweisen, ebenfalls bei gleichzeitiger Vermehrung der Bevölkerung.

Auch ist noch in Betracht zu ziehen daß die Zahlen, die eine verminderte Todesrate ergeben, auch auf eine Verminderung der Krankheitserscheinungen hinweisen. Auf jeden Gestorbenen kommen Viele, die sich von der Krankheit erholten, und wenn also z. B. in Chicago 149 Todesfälle weniger zu verzeichnen waren, so bedeutet dies, daß auch mehrere Hundert Krankheitsfälle weniger vorkamen. Da also weniger Leiden herrichten, so brauchte auch weniger für die Befreiung von diesen Leiden bezahlt zu werden, und außer den Leichenbestattern bekamen auch die Aerzte und die Apotheker weniger zu verdienen. Sonst aber hat wohl Jedermann dabei gewonnen.

Summa Summarum: Es ist kein Grund zu dem Glauben vorhanden, daß mildes Wetter am Ausgang eines Jahres die Friedhöfe mehr fülle und die Krankheiten vermehre. Vielmehr erscheint das als leerer Aberglaube. Das gerade Gegentheil scheint zuzutreffen. Es ist also Unsinn, jenes milde Winterwetter, wie es vielfach geschehen ist, als „unseasonable" zu beschimpfen.

Von der Nemesis ereilt.

Unter der schweren Anklage, vor etwa 17 Jahren in der Nähe von Lockhart, Texas, einen Mord verübt zu haben, ist vor einigen Tagen in New Orleans, wo er seit Jahren ansässig war, Thomas O'Connor gepackt und aus seinem Familienkreise herausgerissen worden. Die Verhaftung erfolgte auf Grund einer Requisition von Gouverneur Roß von Texas.

O'Connors Festnahme hängt mit einem seiner Zeit vielbesprochenen Verbrechen zusammen. Der Unglückliche, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen sicherlich mehr Mitleid, als Verdammung verdient, war um die angegebene Zeit bei seinem Onkel, dem Millionär und „Viehkönig", Thomas O'Connor, angestellt. Zur gleichen Zeit wurde in einem Streit mit mexicanischen Kuhhirten ein Mann Namens Bond erschossen. Die That wurde dem O'Connor jr., wie er sagt, zur Last gelegt und derselbe bestand zwei Processe, die beide mit einem "mistrial" endigten. O'Connor wurde dann gegen eine nominelle Bürgschaft entlassen, kam nach New Orleans, verheirathete sich und lebte seitdem in ungestörtem Familienglücke. Er behauptet, daß die erneuerte Anklage boshafter Weise von zwei Söhnen des seitdem verstorbenen Onkels angestrengt worden sei, von dem er eine Note auf $30,000 in Händen hält.

Die „andere Seite" der Affäre, nämlich die Darstellung der Söhne des verstorbenen Millionärs O'Connor, geht dahin, der aus Irland angekommene Vetter hätte sich mit ihnen nicht vertragen können und sei von dem Alten nach dem westlichen Theile des Staates geschickt worden, um dort einen Theil seiner Heerden zu beaufsichtigen. Dort kam er mit Bond, einem anderen Aufseher, zusammen. Er traf diesen eines Abends im Lager, als derselbe beim Abendessen war. Bond, als ein aufrührerischer Charakter bekannt, befahl ihm, hinauszugehen und die Aufsicht über die „Ranch" zu übernehmen, bis er fertig sei. Statt dessen ging O'Connor zum Koch, holte sich eine Axt, spaltete damit dem Bond den Kopf und entleerte den Inhalt seines Revolvers in dessen Körper. Nachdem der gegen ihn anhängig gemachte Mordproceß mit einem "mistrial" geendigt hatte, entfloh der Vetter O'Connor aus dem Gefängniß, und der reiche Onkel gab ihm das zur Flucht benöthigte Geld. Außerdem soll O'Connor jr. nach dem Morde das unter seiner Aufsicht stehende Vieh über die Grenze zu treiben und zu verkaufen versucht haben, sodaß er sich also auch zum Viehräuber gemacht hätte.

Dabei gab der Vetter das Versprechen, niemals mehr nach der Gegend zurückkehren zu wollen, und seit Jahren wurde auch nichts mehr von ihm gehört, bis vor 3 bis 4 Monaten im Namen von Thomas O'Connor jr. in dem Bankhause von Sullivan & O'Connor in Victoria, Tex., eine angeblich von Thomas O'Connor unterzeichnete Note für $30,000 zur Collection übergeben wurde.

Diese Note wurde als gefälscht betrachtet und selbstverständlich die Zahlung derselben verweigert, und dann das erneuerte Verfahren gegen O'Connor jr. eingeleitet. Der Unglückliche befindet sich zur Zeit bereits an dem Orte, wo er abgeurtheilt werden soll, in Bosque-County, Texas.

— Eine grausige Eisenbahnfahrt machte jüngst der Lokomotivführer eines Güterzuges auf der Eisenbahnstrecke Karlshafen — Beverungen. Ein Augenzeuge theilt darüber folgendes mit: Der betreffende Güterzug, der sehr viele Achsen zählte, fuhr in Wind und Wetter in der Richtung nach Karlshafen zu; Schneesturm und Schneegestöber tobten mit aller Macht, der Lokomotivführer, ein wettergebräunter und wetterfester Mann, stand auf seinem Posten die Hand, ans Steuer gelegt, den Späherblick unentwegt auf die vor ihm glitzernde Schienbahn gerichtet. Die Schneeflocken fallen dichter und dichter, der Blick durch das Fenster seines Standortes ist getrübt und so beugt sich der Führer seitwärts hinaus, um besser hören und sehen zu können; dabei muß er sich etwas zu weit vorgebeugt haben — er rutscht aus und sein dicker, steif gefrorener Mantel wird von dem Räderwerk der Maschine erfaßt, er wird hinabgeworfen, geschleift und sieht seinen gräßlichen Tod vor Augen. Da, im kritischen Moment erfaßt ihn mit übermenschlicher Kraft die nervige Faust des Lokomotivheizers, der den Unfall wahrgenommen hat und mit Blitzesschnelle auf die andere Seite der Lokomotive geeilt ist, um seinen Kameraden vom sicheren Tode zu retten. Es gelingt ihm zum Glück auch noch, den Führer am Schopfe zu fassen, und während er nun mit der Linken den durch den Schnee schleifenden Führer mit übermenschlicher Kraft festzuhalten sucht, daß er nicht unter die Räder gezogen wird, sucht und findet die Rechte Steuer und Hebel, um Noth- und Bremssignal, sowie Contredampf zu geben und den Zug zum Stehen zu bringen. Die Bremsen thuen ihre Schuldigkeit — glücklicherweise fuhr der Zug auf ziemlich ebener Strecke — und der Zug steht nach wenigen Sekunden, die dem am Boden schleifenden Lokomotivführer allerdings wie eine Ewigkeit vorgekommen waren. Trotzdem der Heizer mit seltener Geistesgegenwart das Rettungswerk schneller bewerkstelligt hatte, als es sich erzählen läßt, war der unglückliche Führer doch über 400 Meter geschleift worden. Ein Glück für ihn war sicherlich der tiefe Schnee, trotzdem hat er schwere Wunden am Kopfe und Armen erlitten und mußte nach Göttingen in die Klinik überführt werden. Wie er selbst überall hervorhob, hat ihn vom sicheren Tode nur die Geistesgegenwart und sichere Hand des Heizers gerettet.

— Für die Schönheits-Concurrenz in Klampenborg bei Kopenhagen, die im Monat Juni stattfinden wird, sind nunmehr die Anzahl und die Höhe der Prämien in folgender Weise festgesetzt worden: erste Prämie 1500 Frcs. (unter gewissen Bedingungen weitere 500 Frcs., zusammen also 2000 Frcs.) und außerdem Klampenborgs Goldmedaille mit Diamanten und Diplom; zweite Prämie 500 Frcs., Klampenborgs Goldmedaille mit Diplom; dritte Prämie 300 Frcs. mit Diplom; vierte Prämie 100 Frcs. mit Diplom; fünfte Prämie Diplom. Des Weiteren werden allen Damen, gleichviel aus welcher Stadt sie nach Klampenborg reisen, die Reisekosten vergütet und ihnen für die Zeit der Concurrenz gänzlich freier Aufenthalt gewährt.

— „Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold," so sang neulich ein hervorragendes Mitglied des Dortmunder Opernpersonals, Herr Gustav Landauer (Lauda), ohne zu ahnen, daß er schon am folgenden Tage solches in Wirklichkeit sein werde. Herr Landauer, aus Bayern stammend, hatte es versäumt, sich rechtzeitig zur Stammrolle anzumelden oder zu stellen, was im deutschen Reiche nicht ungestraft bleibt. Die Behörde stellte fest, daß Herr Lauda der vermißte Landauer war; sofort wurde er zum Bezirkscommando geholt, ärztlich untersucht und, als er zum Dienst tauglich befunden, sofort nach Wesel transportirt, um in ein Regiment eingereiht zu werden.

„Kleine Klekse".

Zu Spielhagens 60. Geburtstage hatte man ein eigenes für den Jubiläumstag begründetes humoristisches Blatt erscheinen lassen, welches den Titel führte: „Spielhagener Kreis-Blatt, literarische Beilage zum 60. Geburtstag des Herrn Landraths Friedrich Spielhagen." Zur Erklärung des Titels Kreis-Blatt besagte ein kleines Gedicht von Schmidt-Cabanis im Schlußvers:

Und hüllst auch in phantastische Gewande
Des Sehers erste Wahrheitslehren Du:
Du wirkst—ein weiser Rath im Vaterlande,
Drum kommt als „Land-Rath" Dir ein Kreisblatt zu.

Das Blatt beginnt, wie gleichfalls schon erwähnt, mit einem lustigen Festliede von Julius Stettenheim, das von der Festversammlung gesungen wurde, dann erscheint derselbe Autor noch auf der Schlußseite mit einigen launigen Einfällen, die er „Kleine Klekse" nennt, und von denen wir folgende wiedergeben wollen:

Die Feder ist leichter ergriffen als der Leser.

Bücher sind leider wie Orden, es werden viel mehr verliehen als gekauft.

Wenn manche Stahlfeder bekennen würde, was die Feder stahl!

Es giebt Journalisten, welche ein bekanntes Wort Heinrich's des Vierten dahin verwirklichen, daß sie jede Woche eine Ente im Topf haben.

Für viele dramatische Werke der Neuzeit heißt: „Heute zum ersten Mal" zum Henkersmal.

Schlechte lyrische Gedichte werden nicht gesucht, aber auch von Keinem verlegt.

Wenn alle Frauen, welche Romane schreiben, statt dessen solche spielten, wo wären die dazu nöthigen Männer?

Zur Darstellung der echten Liebe bedarf es keines umfangreichen Manuskripts. Amor selbst hat nur einen Bogen zur Verfügung.

Man kann ein schlechtes Buch schreiben, welches trotzdem keine Leser findet.

— Zu Zalendshicha erkrankte jüngst ein Bauer. Die Anverwandten fragten eine kluge Frau um Rath; diese meinte, die Krankheit werde verschwinden, sobald 12 Personen während zwei Stunden bis zum Knie im Flusse ständen. Der Rath wurde befolgt. Als aber die halberstarrten Leute heimkehrten in der festen Ueberzeugung, den Kranken gesund vorzufinden, war derselbe bereits verschieden. Die opfermuthigen Freunde hatten sich alle tüchtig erkältet und erkrankten alle mehr oder minder. Ihre Wiedergenesung feierten sie gemeinsam, indem sie die kluge Frau durchprügelten.

— Die verhängnißvolle Tabaksdose. Gerichtspräsident (vor dem Collegium der Gerichtsräthe): „Ich habe Ihnen nun, geehrte Herren Collegen, den Fall vorgetragen, werde aber, um Ihnen eine genauere Einsicht in seine Einzelheiten zu ermöglichen, die Acten durch den Diener Ihnen der Reihe nach zustellen lassen."—(Legt die Acten bei Seite, greift in die Tasche, schüttelt den Kopf, sucht mehrere Taschen durch, darauf lächelnd): „Ach, hat vielleicht einer der Herren sich einen kleinen Scherz gemacht? Ich vermisse meine Dose." Die Herren versichern durch Geberden ihre Unschuld. — „Nicht? — nun, dann bitte ich, sich nicht weiter zu beunruhigen, fahren wir in der Verhandlung fort."—Nach vier Wochen. — Präsident: „Da die fraglichen Acten mir wieder zugegangen sind, so darf ich wohl annehmen, daß die geehrten Herren sich genügend mit dem Inhalt derselben vertraut gemacht haben?" (Die Herren verneigen sich bejahend.) „Demnach werde ich mir erlauben, die Verhandlung über den betreffenden Gegenstand zu beginnen." (Ergreift die Acten, öffnet sie, die kleine Dose fällt heraus! Verlegene Pause.) „Es scheint mir doch, als wenn die Herren [illegible] nicht genug in den Inhalt des Actenstückes eingedrungen wären. Ich werde [illegible] die Sache von der heutigen Ver[illegible]ung ausschließen und die Acten [illegible] lassen."

— Daß unter der [illegible] lichen Bevölkerung Schlesie[illegible] Spinnrocken noch immer im G[illegible] steht, hat sich dieser Tage in [illegible] Weitzenberg bei Neisse [illegible] wo ei[illegible] Männer aus Weitzenberg, Groß-Neundorf und Struwitz unter sich, in Gegenwart von über hundert Zuschauern männlichen wie weiblichen Geschlechts, ein Wettspinnen ausfochten. Dasselbe dauerte eine Stunde, während welcher Zeit im Ganzen ein Strähn von 18,07 Gebind Garn fertiggestellt wurden. Das meiste Garn, 15,10 Gebind, hatte ein Bauunternehmer aus Groß-Neundorf fertiggestellt, der dafür mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Das Richteramt lag in den Händen der Frauen. Ein Tanzvergnügen bildete den Schluß des eigenartigen Wettkampfes.

— Erkannt. Sonntagsjäger (sein erstes Jagdabenteuer erzählend): „Denken Sie sich, meine Herren! Neulich am Anstand kommt mir ein Hase. Ich schieße; der Hase bleibt ruhig sitzen. Ich schieße noch einmal; der Hase bleibt immer noch sitzen. Da reißt mir die Geduld. Ich laufe auf ihn zu, und wie ich an ihn herankomme, packt mein Hase auf und reißt aus! Ist das nicht geradezu unerklärlich, meine Herren?" — Alter Waidmann: „Ne! Der Hase hatte Sie nur richtig erkannt! Der hat sich gedacht: Solang' als er blos schießt, hat's keine Noth! Wenn er aber selbst kommt, dann wird's doch bedenklich!"

— Verfehltes Verbot. — A.: Sagen Sie, wie kommt es, daß seit einiger Zeit Ihr Laden von den Schülern des Gymnasiums so belagert wird? — Buchhändler: Sehr einfach! — Der Herr Director hat seinen Schülern streng untersagt, von mir Uebersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker zu kaufen. — Bisher wußte keiner der jungen Leute, daß ich so etwas zu verkaufen habe. — Jetzt wissen sie es und mein Laden wird gar nicht mehr leer!

— Uebertrumpft. In der P.. Straße wohnt der Kleiderhändler Schulze. Plötzlich zieht gegenüber der Kleiderhändler Meyer ein. Um nun den neuen Konkurrenten gleich aus dem Felde zu schlagen, läßt Schulze an seinem eigenen Laden das folgende Schild befestigen: „Schulze, Kleidermacher, etablirt seit 40 Jahren." Am nächsten Tage steht an Meyers Laden: „Meyer, Kleidermacher. Erst seit 4 Tagen etablirt, führt also keine Ladenhüter."

— Offener Brief. Eine verehrliche Redaction der „Fliegenden Blätter" wird gebeten, die zahlreichen „Schwiegermutterwitze" in Zukunft stets mit voller Unterschrift des Absenders und Verfassers, auch mit Ort und Datum zu versehen, damit nicht ein anderer unschuldiger Schwiegersohn, dem die Verhältnisse derartige Auslassungen verbieten, unverdient unter falschem Verdacht leiden muß!—Einer für Viele.

— Auch ein Stil. — Käufer (im Möbelmagazin): Mer möchten uns eine neue Einrichtung kaufen. — Verkäufer: Sehr wohl! Welchen Stil darf ich Ihnen zeigen? Roccoco, Renaissance, Barrok? — Käufer: Wenn mer um Rohrstühl bitten dürften.

— Der gerade Weg wäre freilich der beste, aber wir verlieren die Richtung nur häufig, weil wir immer auf die Wege der Nachbarn schielen.